

Qualitativ und quantitativ - kein Methodenstreit

Gehmacher, Ernst

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gehmacher, E. (2008). Qualitativ und quantitativ - kein Methodenstreit. *SWS-Rundschau*, 48(2), 221-223. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-233290>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Qualitativ und quantitativ – kein Methodenstreit

Ernst Gehmacher (Wien)¹

Die Etiketten »qualitativ« und »quantitativ« werden für sozialwissenschaftliche Forschungsarbeiten nicht nur von SoziologInnen, sondern auch von soziologisch Interessierten und AuftraggeberInnen verwendet. Es sei offen gelassen, ob man diese Dichotomisierung der Methodenvielfalt wirklich braucht. Doch wenn die Trennung logisch klar ist, können die beiden Begriffe wohl auch nützen. Eine solche Klärung sei hier versucht.

Quantitative Forschung bringt Ergebnisse in Zahlen, ist daher auch Messung. In der Soziologie geht es um die Merkmale von sozialen Einheiten (Sozietäten), ganz gleich, wie groß diese sind. Die täglichen Fernsehzeiten eines einzelnen Menschen genügen dem nicht, ebenso wenig wie die Summe gewisser Schlüsselwörter in einigen Nummern einer Zeitung. Dies mag zwar Licht auf einen Menschen oder eine Redaktion werfen, kann aber nicht eine Gesellschaft charakterisieren. Doch die Fernsehgewohnheiten in einer Nation oder in einer Schulklasse, die Unterschiede in der politischen Polemik verschiedener Zeitungen sind gute Gegenstände soziologischer Forschung.

Die Größe der sozialen Einheit spielt keine Rolle – solange die Ergebnisse tatsächlich auf diese Gruppe bezogen werden. Die Fremdentoleranz einer Schulklasse zu quantifizieren, ist gute angewandte Sozialforschung. Unwissenschaftlich wäre es, von der Schulklasse auf die Fremdenfeindlichkeit der Nation oder der Jugend überhaupt zu schließen. Dazu bedarf es einer repräsentativen Stichprobe, also einer möglichst

1 Der Autor ist Mitglied der Österreichischen Statistischen Gesellschaft.

unverzerrten Auswahl von Befragten aus der Gesamt-Population, die nach den Wahrscheinlichkeitsgesetzen die Schätzung des wahren Werts mit tolerabler Fehlerspanne erlaubt. Da hat die Statistik das Wort.

Statistische Sorgfalt in der Repräsentativität im strengen Sinn ist dann geboten, wenn es auf die Größen von Merkmalen in den untersuchten größeren Sozietäten ankommt – wie etwa bei Ländervergleichen (Beispiel: PISA) oder bei Wahlprognosen.

Sehr oft geht es aber um Zusammenhänge und Wirkungen, um Korrelationen und Kausalitäten. Etwa um die Frage, ob ein Schulausflug ins Ausland toleranter macht oder starker Fernsehkonsum aggressiver. Da sind lebensnahe Experimente oder Vergleiche von Kontrastgruppen besonders aussagefähig. Dabei wird die Repräsentativität für Populationen weniger dringlich, wenn man annehmen kann, dass die ermittelten Zusammenhänge allgemeine Wirkungskräfte spiegeln. Berechnungen der Zusammenhänge zwischen einzelnen Merkmalen, der Wirkungen von gleichzeitig mehreren Merkmalen sowie der Verteilung von Merkmalen in und zwischen Gruppen – in Form von Korrelations- und Regressionsanalysen, Varianzanalysen – haben einen breiteren Geltungsbereich über die einzelne Sozietät hinaus. Lernexperimente mit einzelnen Schulklassen können viel über soziale Effekte aussagen – doch wenn sie nur Eliteschulen oder Integrationsklassen betreffen, darf man ihnen misstrauen.

Empirische Studien – gleich ob quantitativ oder qualitativ – sollten die Regeln der Repräsentativität nie ganz missachten, wenn sie sich auf eine »Allgemeinheit« beziehen. »Repräsentativ« heißt nichts anderes, als dass die untersuchte Gruppe (Stichprobe) der Gesamtheit, über die man etwas aussagt, in den wesentlichen Charakteristika entspricht.

Demgegenüber verwendet qualitative Forschung keine Maßzahlen – was nicht ausschließt, dass inhaltliche Typen in Zahlen vercodet und dann gezählt werden. Sie erfasst die interessierenden Phänomene noch als solche, ohne vorausseilende Kategorisierung, als Geschichten und Geschichte, nahe der spontanen Erlebnisqualität der Betroffenen. Gut beobachtende Schriftstellerinnen und Journalistinnen (die weibliche Form spielt auf die geschlechtsspezifischen Beobachtungsfähigkeiten an) leisten oft qualitative Realitätserfassung von hohem Aussagewert. Teilnehmende Beobachtung und lange, auch mehrmalige Gespräche mit gut gewählten Personengruppen liefern Einsichten, die mit formalisierten Messungen nie zu erreichen wären.

Qualitative Forschung setzt nicht unbedingt, wie die Messung, schon stringent formulierte Theorien und Hypothesen voraus, die es zu stützen oder zu falsifizieren gilt (nach dem klassischen Kanon der Hypothesenprüfung). Aus der offenen Beobachtung und Registrierung der verbalen und mimischen Reaktionen auf Fragen und Situationen lässt sich oft ein unmittelbares Bild sozialer Vorgänge und Zusammenhänge gewinnen. Man könnte sogar sagen: Jede gute soziologische Forschung setzt eine ganzheitliche Erkundung des Themenfeldes voraus – durch Sichtung schon bestehenden Wissens, also Literaturstudium, und qualitative Methoden zur Entdeckungsreise in das Unbekannte. Sinnvolle Quantifizierung baut darauf auf und vermisst das neu entdeckte Land.

Leichter gesagt als getan. Jede wissenschaftliche Erkenntnissuche, gleich ob Grundlagenforschung oder anwendungsorientierte Aktionsforschung, gleich ob qualitativ oder quantitativ, muss zwischen folgenden beiden Fehlern balancieren – zwischen der allzu leichtfertigen Akzeptanz einer Hypothese und der irrtümlichen Annahme ihrer Widerlegung. Und bei hohem Anspruch an die »Signifikanz« des Ergebnisses kommt noch das Risiko der Ergebnislosigkeit dazu. Da helfen die statistischen Kennzahlen für jedes Resultat viel. Doch ein Spielraum der Interpretation bleibt. Einfache Sicherheiten, wie Faustregeln der Stichprobengröße bei quantitativen Daten oder die penible Aufzeichnung aller Aussagen in qualitativen Interviews, genügen da nicht. Sei es eine internationale Umfrage-Auswertung oder eine Beobachtungsstudie in Kindergärten, immer ist es nützlich, das klassische »Wer-was-wie-wann-wo-womit-wozu-warum« zu fragen, und gegebenenfalls die statistische Qualität wie die konkurrierenden Erklärungen für die Ergebnisse zu betrachten. Ganz ohne Statistik-Verständnis für Verallgemeinerung und Zusammenhänge, also für Repräsentativität und Korrelationen, kann dabei auch qualitative Forschung nicht auskommen; ohne Kausalmodell wird quantitative Messung leicht irreführend. Und gegen Irreführung durch Vorurteil, Interessen und Werte ist keine Forschungsmethode gefeit.

DogmatikerInnen, die meinen, der Wissenschaft durch eine strenge Einhaltung der Trennung zwischen qualitativer und quantitativer Forschung einen Dienst zu erweisen, sollten sich die Justiz zum Vorbild nehmen. Hier gilt es, die widersprüchlichsten Hypothesen (Schuld oder Unschuld) zu beweisen, ob dafür objektive Indizien oder subjektive Aussagen von ZeugInnen herangezogen werden, ist belanglos, so lange es der Beweisführung dient.

*Kontakt:
Ernst Gehmacher
office@boas.at*